

6 Wieder in Gelsenkirchen



Nach seiner Rückkehr arbeitete Herman Neudorf bei einem Tischler in Essen.

Und ich kam im Juni 1940 zurück nach Deutschland. Nach der „Kristallnacht“ war meine Mutter aus unserer Wohnung an der Markenstraße 19 in ein **Judenhaus** an der Markenstraße 29 gebracht worden. Dort lebte ich nun mit meiner Mutter in einem Raum. Wir mussten zunächst noch keinen Stern tragen, konnten uns frei bewegen und zur Arbeit gehen.

Ich arbeitete als **Tischler** bei der Firma Lohmann in Essen-Segeroth. Dort gab es einen Nazi, der mich oftmals quälte. Ab September 1941 mussten dann alle Juden in Deutschland den gelben Stern tragen.

Wenn ich mit dem Fahrrad von Horst nach Essen zur Arbeit fuhr, ließ ich extra meine Jacke offen, der Fahrtwind schlug dann die Jacke so um, dass der gelbe Stern verdeckt wurde.

Wir bekamen **Post von meinem Vater** - einmal im Monat konnte er eine Karte aus dem Konzentrationslager schreiben. Wir wussten, dass dort die Hölle war. Als Kind wusste ich aber nicht wirklich, wie schlimm es war. Doch mein Vater schrieb immer, dass es ihm gut gehe. Ich schrieb ihm. Und ich schrieb auch Verwandten, dass er rauskommen würde, wenn wir ein Visum von irgendeinem Land bekommen würden.

Meine Mutter lag krank darnieder. Die Nerven der so schwer geprüften Frau versagten. Es war zu viel, seit dem furchtbaren 9. November... Täglich neue Qualen. Über Nacht arm, Hab und Gut zerstört oder geraubt. Bei Ausbruch des Krieges dem Ehemann gewaltsam entrisen. Ich war in Polen und erlebte den Überfall der Deutschen. Also, die Frau stand allein. Mann und Kind in weiter Ferne, in den Händen der Mörder.

Nach monatelangem Kampf gelang es, mich, ihr einziges Kind, wiederzubekommen. Die Wiedersehensfreude ließ das Leid ein wenig vergessen. Ende Februar starb Oma, ihre Mutter. Kurz nach der Trauerwoche kam ein Brief von meinem Vater. „Es geht mir gut. Ich bin gesund. Seid stark! Kopf hoch! Auf ein baldiges Wiedersehen.“ Die Freude war groß, und ich sah meine Mutter nach langer Zeit wieder lachen.

Zwei Tage später, der unvergessliche 14. März. Kurz nach acht Uhr abends klingelte der Briefträger. Ein Telegramm. Ich nahm es an der Haustür in Empfang. Schnell geöffnet, ich lese, meine Augen weiteten sich vor Entsetzen. Ich dachte an Mutter. Ich eilte hinauf, trat, kreidebleich in das Zimmer. „Wer war dort?“ Ich konnte nicht reden. „Was ist los? Was hast du?“ Ich brachte nur ein „Mutter, sei stark“ über die Lippen und reichte ihr das Blatt. Wie im Traum buchstabierte ich: „Ihr Mann ist heute an Lungentuberkulose verstorben. Asche folgt.“



Rolf Abrahamsohn (87), aus Marl, erinnert sich:

„Ab 1939 wurde ich zur Zwangsarbeit geschickt. Ich musste in einer Schwefelgrube arbeiten, in Horst bei der Ruhrgas AG. Dort war ich bis zum 15. Januar 1942.“

Wenn ich abends von der Arbeit kam, fuhr ich mit dem Fahrrad nach Marl und kaufte Lebensmittel. Das war gefährlich! Wenn man mich geschnappt hätte, wäre es mir gegangen wie Benno Tepper, der hatte 1941 einmal seinen Judenstern abgenommen, um nicht als Jude erkannt zu werden, und war nach Wanne-Eickel zu einem christlichen Freund gefahren. Dort tauschte er seine Lebensmittelmarken ein, und

das machte er ein paar Mal. Beim letzten Mal warteten wir abends auf ihn. Aber Benno kam nicht. Nach acht Tagen kam er dann doch - in einer Urne. „An Lungenentzündung gestorben“, wurde der Familie mitgeteilt.

1940 erkrankte mein kleiner Bruder Norbert an Diphtherie. Kein Arzt machte in einem jüdischen Haus noch einen Krankenbesuch, und die Krankenhäuser nahmen meinen Bruder auch nicht auf. Als wir dann in Recklinghausen endlich doch einen Arzt gefunden hatten, konnte der nur noch den Tod meines Bruders feststellen. Er ist sieben Jahre alt geworden.“



Bernd Haase (86), aus Gelsenkirchen, heute USA, erzählt:

„Uns ging es ab Mitte 1941 immer schlechter, als wir auch noch den Judenstern tragen mussten und nur noch in bestimmten Geschäften einkaufen durften. Wir hatten zwar

Lebensmittelkarten wie alle anderen, durften aber immer nur am späten Nachmittag einkaufen und bekamen nur das, was übrig geblieben war. Meine Mutter konnte aber noch ein oder zwei Händler, die ihr gelegentlich etwas unter der Hand verkauften.“

Die sogenannten „Judenhäuser“

Die Bezeichnung „Judenhaus“ wurde in Nazi-Deutschland im Alltags- und Behördengebrauch für Wohnhäuser aus ehemals jüdischem Eigentum verwendet, in die ab Herbst 1939 ausschließlich Juden eingewiesen wurden. Diese Häuser wurden außen mit einem großen, gelben Stern gekennzeichnet. Die „Judenhäuser“ waren nichts anderes als kleinräumige Ghettos, sie standen unter ständiger Kontrolle der Gestapo. Im Gelsenkirchener Ortsteil Horst befanden sich so genannte „Judenhäuser“ an der Fischerstraße 173 sowie der Markenstraße 28 und 29.

Die Erfassung der jüdischen Bevölkerung und ihre Konzentration in den so genannten „Judenhäusern“ war eine Vorstufe für die im Herbst 1941 beziehungsweise Januar 1942 einsetzenden Massendeportationen in die Konzentrations- und Vernichtungslager in Osteuropa. Am 27. Januar 1942 verließ der erste Menschentransport Gelsenkirchen, mehr als 350 Gelsenkirchener Juden wurden zunächst in das Ghetto Riga verschleppt, die wenigsten von ihnen überlebten die NS-Mord-Maschinerie.

In der Nazizeit wurde Juden der Besitz an Wohneigentum untersagt - sie wurden enteignet, Haus- und Grundbesitz wurde „arisiert“. Am 30. April 1939 wurde das „Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden“ erlassen. Wie zahlreiche andere seit 1933 erschienene Gesetze und Verordnungen trug es massiv

Victor Klemperer über ein Judenhaus in Dresden

„Cohns, Stühlers, wir. Badezimmer und Klo gemeinsam. Küche gemeinsam mit Stühlers, nur halb getrennt - eine Wasserstelle für alle drei (...) Es ist schon halb **Barackenleben**, man stolpert übereinander, durcheinander.“

Klemperer schreibt in seinen Tagebüchern mehrfach über ihm berichtete wie auch selbst erlebte „Haussuchungspogrome“, bei denen die Bewohner von Gestapobeamten beleidigt, bespuckt, geohrfeigt, getreten, geschlagen und bestohlen wurden:

„Im Aufwachen: Werden „Sie“ heute kommen? Beim Waschen...: Wohin mit der Seife, wenn „Sie“ jetzt kommen? Dann Frühstück: alles aus dem Versteck holen, in das Versteck zurücktragen. (...) Dann das Klingeln ... Ist es die Briefträgerin, oder sind „Sie“ es?“

dazu bei, das Leben jüdischer Familien weiter zu sanktionieren. Juden und „Arier“ sollten nicht mehr unter einem Dach wohnen, Mietverhältnisse mit Juden konnten nun nach Belieben aufgehoben werden.

Mit Hilfe der Stadtverwaltung - federführend war dabei das Wohnungsamt - wurden jüdische Familien erfasst und zwangsweise in die so genannten „Judenhäuser“ einquartiert. Dies waren in der Regel Häuser, die sich (noch) in jüdischem Eigentum befanden. In die Wohnungen der dort lebenden Menschen wurden in der Folge weitere Familien zwangsweise einquartiert, so dass immer mehr Menschen auf kleinstem Raum zusammengepfercht waren. In Hamburg sah die Verfolgungsbehörden beispielsweise pro Person nur sechs bis acht Quadratmeter Wohnfläche vor.

Das Wohn- und Geschäftshaus an der **Markenstraße 29** gehörte dem jüdischen Schuh- und Lederwarenhändler Moritz Stein, der im Erdgeschoss bis zu seinem Tod im Dezember 1938 ein Schuhgeschäft betrieb. Im Haus wohnte bereits die Familie Süßkind; zwangsweise dort einquartiert wurden dann ab 1940/41 Angehörige der Familien Langer, Frieda und Herman Neudorf, Auguste Bry sowie die Eheleute Siegmund und Wittel Heinberg.



Das „Judenhaus“ Markenstraße 29 heute.



1941

14. Oktober: Beginn der systematischen Massendeportationen aus Deutschland Richtung Osten.

26. Dezember: Juden dürfen öffentliche Fernsprechstellen nicht mehr benutzen.

1942

10. Januar: Juden müssen alle Woll- und Pelzsachen abliefern.

17. Februar: Juden dürfen keine Zeitungen und Zeitschriften mehr beziehen.



26. März: „Jüdische Wohnungen“ müssen durch einen „Judenstern“ neben dem Namensschild kenntlich gemacht werden.